



Luise David: Wie wir überlebten. Die Chronik unserer Familie

Das Zustandekommen dieses Features erfüllt uns mit besonderem Stolz. Frau Luise David ist eine liebe Freundin und hat mit ihrem unten beschriebenen Buch, von dem wir vorab mehrere Kapitel lesen durften, ein ganz außergewöhnlich umfassendes, kenntnisreiches und nicht zuletzt gut geschriebenes Werk geschaffen. Wir sind ihr deshalb besonders dankbar, an dieser Stelle eine von ihr selbst verfasste Übersetzung des Kapitels Fürth wiedergeben zu dürfen, in der alle genannten Qualitäten deutlich werden. Auf unsere Bitte hin hat die Autorin auch eine Kurzbiographie geschrieben, um ihren persönlichen und damit den Background ihres Werks zu illustrieren.

rijo



Die Autorin Luise David
(Foto: privat)

Kurzbiographie von Luise David, geborene Dreyfuss

Ich kam im Jahre 1915 als Tochter von Dr. Albert Dreyfuss und Franziska (Fränzi), geborene Grünbaum, zur Welt, just neun Monate, nachdem mein Vater im Februar auf Urlaub von der Westfront daheim gewesen war. Ich besuchte gute Schulen und ging vor dem Abitur ab, weil ich nicht „Heil Hitler!“ sagen wollte - und außerdem wusste, dass ich als Jüdin die deutschen Universitäten nicht mehr besuchen durfte.

Danach bereitete ich mich auf die Arbeit in einem Kibbuz im damaligen Palästina vor und besuchte zu diesem Zweck in Wolfratshausen bei München die dortige Haushaltungsschule. Mein Bruder hatte Deutschland bereits 1933 verlassen, um nach Palästina zu gehen. Zunächst beendete er allerdings sein Medizinstudium in Basel, denn er wollte Arzt werden.

1935 änderte ich meine Absichten. Ich wurde Praktikantin im Jüdischen Waisenhaus für Mädchen in Hamburg, eine Voraussetzung für den Besuch des Kindergärtnerinnenseminars. In diesem Jahr traf ich auch meinen künftigen Ehemann und wir verlobten uns. Wir heirateten im Jahre 1936.

Der wachsende Antisemitismus hatte schon vor langer Zeit begonnen, unser Leben in Nürnberg-Fürth zu beherrschen. Das Leben in Hamburg war vergleichsweise weniger beängstigend, obwohl auch hier die „Judengesetze“ immer mehr zur Anwendung kamen. Im vollen Bewusstsein der Tatsache, dass wir würden emigrieren müssen, aber ohne Beziehungen, Ziel oder Voraussetzungen hierzu, entschieden wir uns, unser erstes Kind zu haben. Unser Sohn wurde am 30. Juni 1937 geboren, vielleicht das letzte jüdische Baby, das im berühmten Jüdischen Krankenhaus in Hamburg entbunden wurde. In seinem ersten Lebensjahr planten wir nach Amerika zu gehen. Ich verließ Deutschland mit meinem kleinen Jungen im Juli 1938 auf den Ratschlag eines „arischen“ Beamten hin, der mir geraten hatte nicht bis zum September zu warten, wie wir es eigentlich vorgehabt hatten. Dies war der einzige Weg, der uns den Transfer von Geld erlaubte, die Voraussetzung für ein „Self-Affidavit“ (Eigenbürgerschaft), einem wenig bekannten Weg heraus aus einem Leben, das bald verdammt sein sollte. Mein Mann folgte uns im Oktober 1938.

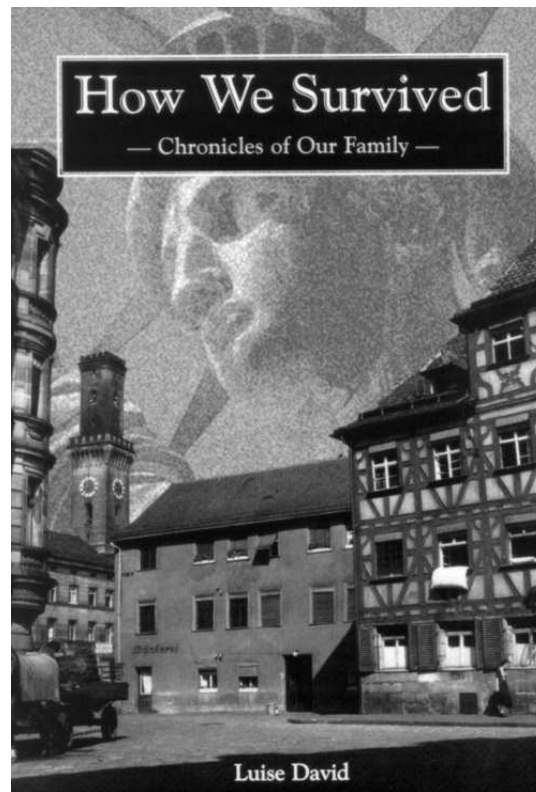
Es war ein harter Kampf, eine völlige Änderung der Sprache, des Status, des Klimas und der Sitten, der viele Jahre dauerte, bis wir Amerikaner wurden. Mein Mann musste die Sprache und ein sehr anstrengendes Handwerk erlernen, bevor er im New York der Nachdepressionszeit einen Job fand. Ich blieb zuhause bei unserem Kind und machte Heimarbeit, handgenähte Handschuhe. Dank meiner hervorragenden Schulausbildung hatte ich keine Probleme mit der Sprache. Als unser Junge alt genug war, um die Schule zu besuchen, konnte ich mir Arbeit in der Stadt suchen, um mehr zu verdienen; mit dem Gehalt meines Mannes und dem meinigen kamen wir ganz gut über die Runden, wenn auch bescheiden. Im Jahre 1944 ergänzten wir unsere Familie um eine Tochter. Schließlich eröffnete mein Mann eine Werkstatt für die Reparatur von Autokarosserien. Das war eine harte Arbeit. Er starb viel zu jung im Jahre 1960.

1955 gelang es mir, eine Stelle in einem Büro zu bekommen. Als ich mit siebzig Jahren in den Ruhestand ging, erfüllte ich mir einen lebenslangen Traum und schrieb die Geschichte meiner und der Vorfahren meines Mannes, die Geschichte unserer Kindheit und Jugend, unserer Emigration und unseres Lebens in New York, die Chronik unserer Familien und ihrer vielen Mitglieder. Es dauerte vierzehn Jahre, doch ich habe eben das Manuskript abgeschlossen:

„Wie wir überlebten. Die Chronik unserer Familie“

Luise David, März 2001

Im Jahre 2003 erschien die englische Originalfassung von *”How We Survived. Chronicles of Our Family”* im Selbstverlag der Autorin. Das Buch umfasst 593 + X S. sowie zahlreiche Illustrationen.



FÜRTH

Wir wohnten in der ersten Etage in der Schwabacherstraße 65, was man in Amerika das zweite Geschöß nennt. Unsere Wohnung, in dem Eckgebäude an der Lessingstraße, ging sozusagen um die Ecke, mit dem kürzeren Teil zur Seitenstraße. Auf dieser Seite waren meines Vaters Praxisräume. Schon damals waren im Erdgeschoß einige Läden. Die Bäckerei lag direkt unter meinem und meiner Eltern Schlafzimmer. Im Zimmer gab es einen Erker, der uns erlaubte, die Eingangstüre zum Haus mit Hilfe eines ‚Spions‘ zu sehen, wenn jemand nachts klingelte. Der Spion war ein außen angebrachter Spiegel. Innen war zwischen zwei Fenstern gerade genügend Platz für eine kleine Bank, von der aus man tagsüber die Straße mit ihrem Betrieb beobachten konnte. Ich erinnere mich gut daran, wie unsere Mädchen sich am freien Nachmittag mit aufgestützten Armen am Fensterbrett kniend dort niederließen, um in aller Bequemlichkeit die Welt von oben mit allerhand Leuten vorbeiziehen zu sehen.

Die Straße ging aus der Innenstadt an unserem Haus vorbei und führte nach Schwabach, damals im Vergleich zu Fürth ein Dorf, heute ebenfalls eine Stadt. Eine der Straßenbahnen fuhr vor dem Haus vorbei, kam von der Innenstadt und führte zur Endstation Dambach. Der Verkehr ging Tag und Nacht mit einigem Lärm hin und her und war schon damals beinahe wie in einer Großstadt. Die Schwabacherstraße war eine der wichtigsten Verkehrsadern.



Das Fürther Rathaus mit seinem markanten Turm

(Foto: Susanne Rieger)

Vom Erkerfenster sah man die Unterführung, unter der die Straßenbahn auf dem Rückweg in die Stadt verschwand. Man konnte die Tram auf der anderen Seite wieder auftauchen und weiterfahren sehen. Auf der Unterführung überquerte die Eisenbahn die Hauptstraße wie ein Symbol der Wichtigkeit der Stadt Fürth für den Eisenbahnverkehr. Fürth, nicht Nürnberg, war damals der Knotenpunkt dieses Verkehrs: Züge gingen sowohl vom Norden nach Süden, von Oslo über Berlin nach Rom, als auch von Paris in die Tschechoslowakei und zurück. Wir waren ewig in Konkurrenz mit der ständig wachsenden Stadt Nürnberg - und immer stolz auf alles, was zuerst in unserer Stadt geleistet wurde. Oh, der Lokalpatriotismus!

Die Nazis marschierten bald in dieser Hauptstraße auf Paraden, die aus der Innenstadt durch die dunkle Unterführung in die strahlende Sonne kamen und den Leuten mit ihrem strammen Paradeschritt, den feschen Uniformen und der militärischen Musik die Köpfe verdrehten. Wir hatten sozusagen ersten Rang, um das Theater zu beobachten, mussten uns aber bald abwenden, als die verhassten antisemitischen Schlagworte im Wechselgesang gebrüllt wurden. Wir schlossen die Fenster, aber die Worte hallten noch lange in unseren Köpfen nach: „Wenn das Judenblut vom Messer spritzt!“

Gegenüber vom Haus war eine Bierstube, wo sich die Leute bis zum späten Abend herumtrieben. Manchmal kam es zum besoffenen Streit. Der Radau war meistens bald vorbei, aber es gab auch Nächte, wo die Messer gezogen und manchmal einer oder mehrere der Beteiligten verletzt wurden. Dann hat es bei uns unten geklingelt, da sie einen Arzt brauchten. Unsere Mutter, die gescheite Frau, hatte uns beigebracht, dass wir nicht sofort aufmachten; wir fragten erst, ob die Polizei auf dem Weg sei. Sie hat nie erlaubt, dass Betrunkene unser Haus betreten. Falls die Polizei noch nicht benachrichtigt war, rief Vater von oben an. Vater kam erst herunter, wenn der Polizist erschien; er brachte seine Tasche mit Notuntersuchungsutensilien und Taschenlampe, um sich den Kerl anzusehen. Oberflächliche Wunden wurden oben in Vaters Praxis behandelt, saubergemacht und verbunden. Tiefere Verletzungen hat Vater ins Krankenhaus zum zuständigen Arzt gebracht.

Mit kluger Vorsicht fragte Mutter von 1933 ab nach der Telefonnummer, wenn Patienten meinen Vater nachts brauchten. Wenn sie zurückrief, machte sie ausfindig, ob es wirklich ein legitimer Anruf war. Wir waren später Mutter für ihre Vorsicht besonders dankbar, da sie sicher verhinderte, dass Nazilümmel Vater unter einem Vorwand irgendwohin holten, um ihn zu verprügeln - was sogar schon Ende der zwanziger Jahre wegen der Hetze des Nürnberger „Stürmer“ gegen Juden in Nürnberg und Fürth oft vorkam.

Wenn man in unsere Wohnung kam, war meines Bruders Zimmer rechts vom Eingang am Ende eines kleinen Ganges. Vaters Sprech- und Wartezimmer lagen direkt gegenüber des Eingangs. Eine kleine Toilette war in der Ecke. Während Vaters Sprechstunde hat eine dicke Kordel die links gelegene Privatwohnung vom beruflich genutzten Teil getrennt. Unser sehr großes Wohnzimmer bildete die Ecke der Wohnung. Das Zimmer war auch unser Speisesaal. In der Mitte stand ein großer viereckiger Tisch mit Beinen so dick wie Säulen. Tagsüber war der Tisch unter einer schweren Brokatdecke verborgen, deren Seiten mit antiken Gold- und Silberflechten umnäht waren. Diese Decke wurde von unseren Mädchen mit beinahe zeremonieller Ehrfurcht zusammengefaltet. Eine weiße Decke kam drauf, unter der natürlich erst eine dicke Moltonabdeckung zum Schutz der polierten Oberfläche ausgebreitet war. Zwei große Armsessel standen sich an den Enden des Tisches gegenüber, an den beiden langen Seiten gab es je zwei kleinere Stühle. Vater saß in einem der Sessel als Herr des Hauses, Mutter war ihm zur Seite. Vater tranchierte Geflügel oder schnitt den Braten auf und bediente jeden mit einer Portion. Mutter half ihm, teilte die Suppe aus, auch Kartoffeln und Beilagen. Mutter hatte eine Klingel am Tisch, mit der sie Köchin und Mädchen wissen ließ, sobald wir mit einem Gang fertig waren, so dass weiterserviert werden konnte.

Viele gute Mahlzeiten wurden auf dem großen Tisch serviert, auch hörten wir eine Menge interessanter Geschichten. Wenn ich mir den Tisch vorstelle, springt mir ins Gedächtnis, wie Vater aus dem sonntäglichen Mittagessen eine zeremonielle Begebenheit machte. Er benahm sich dann wie ‚der Fürst im Schloss‘. Wir haben im Winter oft Gänsebraten zur Hauptmahlzeit gegessen. Sobald wir mit der Suppe fertig waren, klingelte Mutter. Dann ging es los - wie in einem Schauspiel. Die Köchin kam mit der wunderbar knusperigen Gans auf einer ovalen Servierplatte. Nach ihr brachte das Mädchen eine tiefe Schale, hoch gefüllt mit rohen Kartoffelklößen. Die waren eine besondere bayerische Spezialität. Vater halbierte die Gans, dann tranchierte er sie. Mutter teilte die Klöße aus. Bei uns, sowie in den meisten bayerischen Haushalten, wurde zu jener Zeit eine Diät von viel zu viel Kohlehydraten gegessen, auch war nicht genügend Gemüse und Salat auf dem Menu. Unsere Mahlzeiten waren keine besonderen kulinarischen Abenteuer, aber eine Zeit für geselliges Zusammensein und wir haben sie in diesem Sinne genossen.

Vater hat nichts beim Essen getrunken; er war es von zuhause gewöhnt. Tee wurde nach der Mahlzeit serviert. Kaffee und Tee waren aus dem Ausland importiert und deshalb teuer. Kaffee mit selbstgebackenem Kuchen gab es Sonntagnachmittag im Winter. Mutti war eine gute Bäckerin von Hefekuchen, großen Fruchtkuchen und Gugelhupf, einem Gebäck, das in einer runder Ringform hergestellt wurde. In der Stadt gab es zwar Konditoreien, aber die stellten besondere Torten her, die wir nur für außerordentliche Gelegenheiten kauften. Bäckereien haben nichts anderes als Brot und Brötchen gebacken. Es war nicht wie heute, wo man alles für den Haushalt und sämtliche Lebensmittel in ein und demselben Laden bekommen kann.

Wenn wir uns ein Glas Wasser während der Mahlzeit holten, hat Vater jedes Mal einen seiner Lieblingsverse zitiert:

*„Sauft Wasser wie das liebe Vieh
Und meint, es ist Krambambouli.“*

Ich fand diesen Vers in meinem „Büchmann“ und stellte fest, dass es in einem Buch mit Versen von 1815 in Deutschland erschien und zurückgeht auf ein Zitat von C.F. Wedekind (1709 - 1777) - es scheint sich auf einen Studentenspruch zu beziehen. Es war eine Art Geheimausdruck und spielte auf alkoholische Getränke an. Wie komisch - beinahe ‚déjà vu‘ - kam es mir vor, als mein Mann in unserem Eheleben später diesen drolligen Vers zitierte ...

Unser Musikzimmer oder Salon lag neben dem Wohnzimmer. Wenn man im Flur weiterging, war die Türe rechts zum Schlafzimmer meiner Eltern und danach kam mein Zimmer. Am Ende des Korridors gab es eine Kammer, die in zwei Sektoren geteilt war: Ein Teil war Speisekammer, der andere Teil diente als eine Art Speicher für die persönlichen Güter der Mädchen. Da war ein Bett drin, wo das Mädchen schlief. Die Köchin schlief auf dem Sofa im Wartezimmer. Tagsüber saßen die Patienten während der Sprechstunde dort.

Einmal brachte uns ein Patient einen kleinen ‚Gast‘ mit, nämlich eine Wanze. Anscheinend war diese schwanger. Unsere arme Köchin dachte, sie hätte einen Ausschlag. Aber die Wahrheit kam bald durch die vermehrte Wanzenfamilie heraus - Mutti ließ Sofa und Zimmer ausr  uchern - und der ‚Ausschlag‘ war bald weg.

Die große und luftige Küche mit dem kleinen Balkon war direkt meinem Raum gegenüber. Neben der Küche war das Badezimmer, vis-à-vis vom Schlafzimmer meiner Eltern, mit Waschbecken, einer großen Badewanne, und einem WC. Da es nur kaltes Wasser gab, waren wir eine der ersten Familien, die eine Gasinstallation anstatt des holzbrennenden Ofens anschafften, um heißes Wasser zu bekommen. Bei uns gab es weder Zentralheizung noch fließend heißes Wasser. Das hatten reiche Leute natürlich auch schon in Fürth am Ende meiner Kindheit, aber Vater war als Spartaner aufgewachsen und wollte uns abhärten.

Vater war nicht geizig, nur vorsichtig. Da er selbst schwere Zeiten mit seinen Eltern durchlebt hatte und das Beispiel in seiner Jugend sah, dass man für die späteren Jahre seines Lebens Geld zurücklegen muss, hat er auch in diesem Sinne gelebt. Seine Eltern hatten ihm eine gute Ausbildung möglich gemacht, was am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts sicher sehr teuer im Verhältnis zu ihrem Einkommen war. Als Vater sich 1906 in Fürth als Arzt niederließ, hat er natürlich angefangen Geld zu sparen für das Alter. Sobald er sich nach einer Frau umsah, wollte er jemanden mit einer guten Mitgift finden. Das war damals so Gang und Gäbe. Franziska hat eine ganz nettes Vermögen in die Ehe mitgebracht, als die Beiden sich 1908 verheirateten. Im Jahre 1920, als Albert Alice zur zweiten Frau nahm, bekam sie ebenfalls eine Mitgift von 100.000 RM (Rentenmark). Mit der fürchterlichen Nachkriegsinflation in den zwanziger Jahren hat sich das Geld der Menschen in Nichts aufgelöst. Nur Leute, die Häuser oder ein gut gehendes Geschäft mit Auslandbeziehungen hatten oder vielleicht einen Bauernhof besaßen, hatten weniger Sorgen ums tägliche Brot. Ganz Deutschland ging damals durch die schreckliche Zeit der Inflation, ein direktes Resultat des verlorenen Ersten Weltkriegs. Obwohl er bald wieder gut aufbaute, hatte mein armer Vater Angst, dass er seine schwerverdieneten Ersparnisse verlieren würde. Er war nicht allein in dieser Furcht. Ich sah dieselbe Einstellung und Angst später sehr klar bei anderen deutschen Juden, die dieselbe schlimme Zeit durchlebt hatten. - Vater spielte den typischen deutschen ‚Herrn des Hauses‘ und Mutter hat es einfach dabei gelassen. Er glaubte nicht, dass Frauen fähig seien, ökonomische Begriffe genügend zu verstehen, um selbst den Haushalt zu leiten. Aber in vielen anderen Gebieten des Lebens hat Vater Mutters Meinung zu sch  tzen gelernt. Da hat er sie oft auch um Hilfe und Beratung gebeten. Sie hatte die große Gabe, sich in anderer Leute Seelenzustand hineinzufühlen. Zu jener Zeit fungierte ein Hausarzt sowohl als Psychiater als auch allgemeiner Berater, namentlich um Probleme zwischen Ehegenossen ‚auszub  geln‘. Da waren Rat und Hilfe meiner Mutter sehr angebracht. Mein Vater war besonders dafür bekannt, Familien mit gutem Rat zur Seite zu stehen.

Während der vielen Jahre, in der Vater praktizierte, war ein großer Teil der Fürther Bevölkerung zu verschiedenen Zeiten seine Patienten. Er war nicht nur anerkannt, sondern sogar von Vielen geliebt, denen er während schlimmen Zeiten geholfen hatte. Wenige Leute wussten, dass sie es Mutter zu verdanken hatten, die mit feinem Menschengefühl Vater den besten Rat gab.

Während meiner Kindheitsjahre gab es eine Grippeepidemie. Ich kann mich erinnern, dass Vater ein Fahrrad borgte, weil er nicht mehr zu Fuß herumkam, um all die Kranken zu besuchen. Man muss sich nun ein Bild machen, wie ein gut angezogener Herr auf dem Fahrrad radelte, in einer grauen Jacke und den damals sehr modernen ‚Knickers‘ (eine Art von hohen Kniehosen, an die sich unter den Knien Strümpfe anschlossen, und die von den Hüften ab weit geschnitten waren). Natürlich hatte Vater immer eine Weste an, auch die kleine Krawatte mit der Schleife. Er sah komisch auf dem Rad aus.



Das Volksbildungsheim Berolzheimianum an der Schwabacherstraße
(Foto: Susanne Rieger)

Fürth war damals schon eine Stadt von beinahe 70.000 Einwohnern. Es war ziemlich regelmäßig angelegt, mit einer Arterie (Schwabacherstraße) vom Süden bis Norden; quer gingen andere Straßen, besonders die lange Nürnbergerstraße, die östlich nach Nürnberg führte. Da gab es viele Seitenstraßen, und auch eine irregulär angelegte Altstadt sowie zahlreiche Vororte. Die Altstadt war nahe beim Zusammenfluss von Rednitz und Pegnitz, nachher Regnitz genannt, die nördlich nach Bamberg fließt und in den Main mündet.

Patienten lebten in jedem Stadtteil, auch auf beiden Ufern der Flüsse. Ein paar gab es sogar in Nürnberg. Vater ist durch die Stadt überall kreuz und quer geradelt, bis er eines Tages in einem Straßenbahngleise stecken blieb und schwer vom Rad stürzte.

Gottlob war nichts gebrochen, aber er musste ein paar Tage im Bett bleiben und sich schonen, bevor er sich wieder rühren konnte. Inzwischen hat ein Kollege ausgeholfen und Vaters Patienten besucht. Das war das Ende des Fahrrads.

Fahrstühle waren damals neu. Ich glaube nicht, dass es viele Wohngebäude gab, in denen Fahrstühle einem das Treppenlaufen ersparten. Vaters Patienten wohnten meistens in zwei- bis fünfstöckigen Häusern. Am Vormittag, wenn Vater Krankenbesuche machte, kletterte er Treppen rauf und runter, manchmal auch nachmittags. Da hatte er das gleiche Los wie der Briefträger. Kann man raten, was er am liebsten in seinen Ferien tat? Natürlich - er lief gerne, wanderte und bestieg im Sommer Berge. Er gehörte zu einem Privatclub von vielleicht vier oder fünf Freunden, die miteinander jeden Samstagnachmittag spazieren gingen. Sie kamen oft in ein Wirtshaus im Vestner Wald, wo sie sich mit einem Bier oder einer Tasse Kaffee im

Garten hinsetzten und gut unterhielten, bevor der Heimweg angetreten wurde. Eine gemütliche Lebensweise: Erst arbeitete man schwer unter der Woche, dann hat man eine nette Zeit mit Freunden verbracht.

Vater hat selten von seinen Kriegserinnerungen oder seiner Kindheit gesprochen. Vater hatte im Weltkrieg (1914 - 1918) gedient. Wie alle Ärzte wurde er damals sofort mobilisiert und hatte ein Lazarett mit einem Adjutanten unter sich. Er musste auch Zähne ziehen, was während des Krieges die einzige zahnärztliche Behandlung für Soldaten war. Am liebsten erzählte er uns von seinem Pferd „Liesl“, wie er die Stute nannte - das war anscheinend sein Lieblingsname, da er später auch Alice den Kosenamen „Liesl“ gab. Vater hatte einen ziemlich hohen Rang als Arzt, was bedeutete, dass er auf einem Pferd den Lazarettwagen am Ende des Bataillons begleitete. In der Lazarettstation wurden Krankenfälle behandelt, auch Zähne gezogen, und Wunden verbunden. Schwerverletzte wurden von dort ins nächste Krankenhaus gebracht, das hinter der Front lag.

In meinem Album ist ein Bild, das Vater in Uniform auf dem Pferd zeigt. Er sitzt stolz da. Das dunkelbraune Pferd hat einen weißen Streifen von der Nase bis zu den Augen. Eines Tages musste Vater seine geliebte Liesl einem General geben, da der sein Pferd verloren hatte - es war unter ihm weggeschossen worden. Im Austausch hat Vater das Pferd eines anderen Generals bekommen. Die Bataillonskapelle spielte Märsche, wenn die Gruppe marschieren ging. Das geliehene Pferd spitzte die Ohren und ist mit den ersten Tönen der Musik nach vorne galoppiert, weil es gewöhnt war mit dem General die Truppe zu führen. Wie Vater es erzählte, zog er die Zügel so fest er konnte, aber es war ohne jeden Erfolg. Das ging jedes Mal so. Sowie die Musik spielte, ist das Pferd wie toll mit ihm davongerannt. Endlich bat mein Vater um Liesl, hat auch das sanfte Pferd zurückbekommen, das ihm gerne gehorchte und zufrieden war hinten zu bleiben.

Das Musikzimmer war ein zauberhafter Platz, wenn Mutter oder Fritz abends Klavier spielten. Unser großer Flügel stand, in Ebenholz glänzend, in der Mitte des Zimmers und war die Hauptattraktion im ‚Salon‘. Der Name „Bluethner“ war mit goldenen Buchstaben vorne eingraviert. Wir fühlten uns wohl hier. Musik half uns später über schlimme Tage weg. Radio kam zur selben Zeit auf. Wir hatten bald einen Apparat. Da gab es wunderbare Sendungen guter Musik. - Ich will nun ein wenig von der Küche und dem Leben, das damit verbunden war, erzählen. Von früh an habe ich mich besonders wohl in diesem großen luftigen Raum gefühlt. Als ganz kleines Kind habe ich dort meine Mahlzeiten mit unserem Fräulein gegessen; ich weiß das nur von Erzählungen, nicht aus eigener Erinnerung. Dagegen erinnere ich mich gut, dass ich später, wenn ich von der Schule kam, viel schöne Zeit mit der Köchin verbracht habe. Ich guckte immer gerne bei der Arbeit zu. In der Küche hörte ich auch viele Geschichten, die manchmal nichts als „Bubbameises“ (Altweibergeschichten) waren. Viele davon haben tiefen Eindruck auf mich gemacht.

Tägliche Arbeiten wurden aus abergläubischen Gründen in besonderer Routine gemacht; manches davon ist mir beinahe zur zweiten Natur geworden; zum Beispiel: Man darf keinen Knoten zerschneiden, darf ihn nur aufknüpfen. Oder: Man muss Zwirn aufwickeln und wiederbenützen - sonst wird man eine alte Jungfer. Man darf nicht am Tischbein sitzen, sonst bekommt man sieben Jahre lang keinen Mann usw.

Die Küche war mit Herd, Tisch und verschiedenen Schränken ausgestattet. Mutter backte Kuchen im Herd. Da dieser Herd so unzuverlässig war, kam es manchmal nicht gut raus. Einmal hat sie da bittere Tränen geweint, als eines ihrer besten Rezepte braun aus der Röhre kam, ein wenig verbrannt auf einer Seite - und in der Mitte noch nicht gar. Ja, der beinahe rohe Teig ‚rannte‘ davon. Vater hat es ihren „Feuerwehrtuchen“ genannt. Sie wurde so wütend, dass sie am nächsten Tag mit Vaters Segen einen Gasherd anschaffte. Da gab es einige

Zeit entweder gekochtes Essen, das nicht ganz gar war, oder es war verkocht. Es dauerte lange, bis Mutter und unsere Köchin gelernt hatten mit der neuen Anschaffung umzugehen. Dann waren Mahlzeiten nicht mehr Glückssache.

Gegenüber der Eingangstüre zur Küche war der kleine Balkon. Mein Bruder Fritz und ich haben von dort aus gerne die Leute aus den Hinterhäusern in ihren Höfen beobachtet. Unser Eckhaus hatte nur einen kleinen Hof, aber die angrenzenden Häuser in der Lessingstraße hatten große. Die Leute konnten den Platz als Gärtchen benützen; manche haben Tische und Stühle hingestellt und im Sommer Abendbrot im Freien gegessen.

Der interessanteste Hinterhof war zweifellos der vom Kloster in der Lessingstraße, wo die Nonnen lebten. Frauen, die dort wohnten und nicht mit Kirchenpflichten oder Hausarbeit beschäftigt waren, haben als Schwestern im Krankenhaus in der Schwabacherstraße gearbeitet, wo Vater oft Patienten hatte. Diese Nonnen betrachtete ich als persönliche Freundinnen, da sie immer so nett zu mir waren. Wenn einer der Frauen mir auf der Straße begegnete, plauderten wir miteinander.

Warum fanden wir eigentlich den Hinterhof des Klosters so interessant? Ganz einfach, weil da Schweine großgezogen wurden. Im Frühling beobachteten wir, wie kleine niedliche Ferkel im Hof herumgerannt sind, und von den Nonnen beinahe wie Kleinkinder behandelt wurden. Als es Sommer wurde merkten wir, dass die Tiere groß und fett wurden - und dann die Luft verstanken. Das war nun nicht mehr so goldig. Im Herbst sind die Schweine plötzlich verschwunden. Ich verstand erst als ich älter war, was da passiert ist: Die Schwestern haben die Tiere geschlachtet. Wahrscheinlich wurden Würste, eingelegtes und geräuchertes Fleisch als Vorrat für den ganzen Winter hergestellt. Im nächsten Frühjahr erschienen auf einmal neue Schweinchen in dem Hof - die ganze Routine fing wieder von vorne an ...

Im großen Keller unseres Hauses war eine Waschküche, die wir montags benützten. Da wurde mit alten Trommelapparaten Weißwäsche gekocht und durch viel Kraft mit Handschrubben und Spülen saubergemacht. Zum Trocknen brachten die Mädchen und ich Körbe voll von Wäsche zur Dambacherwiese an der Rednitz. Weiße große Stücke haben wir mit wiederholtem Begießen gebleicht. Das kleineren Zeug war inzwischen an Wäscheleinen trocken geworden. Ich war natürlich nur während Ferientagen bei dem ganzen Waschprozess dabei. Sonst habe ich nachmittags nach der Schule geholfen.

Eine besondere Erinnerung an den Washtag ist die „Kochkiste“. Da an jenen Tagen unsere Köchin mit der Wäsche beschäftigt war, hat Mutti ein Eintopfgericht bereitet, Linsen- oder getrocknete Erbsensuppe, das den ganzen Tag mit einem Stück Rindfleisch in der Kiste mit isoliertem Behälter siedend heiß gehalten wurde. Ab und zu gab es Reis oder Sauerkraut mit Würstchen. Montag war Washtag, Dienstag gab's Bügelei und Mangeln. Wir hatten vorge-schriebene Routinen, die unser Leben mit einer gewissen Sicherheit umhüllten. Unter der Woche besuchte Vater Patienten und hielt Sprechstunden. Mutti kaufte für den Haushalt ein und traf sich nachmittags mit Freundinnen, machte Besuche. Fritz und ich waren in der Schule. Damals war fünf Tage in der Woche Unterricht und ein halber Tag am Samstag. Am Sonntag waren wir unter uns. Es war der freie Tag der Mädchen. Unsere Eltern waren sehr gesellig. Sie waren Mitglieder einer Loge und eines netten Privatvereins, der „Phoenix“ hieß. Bomeisls, Dispekers, Gundelfingers, Regensburgers, Schopflochens, und viele andere, deren Namen mir heute nicht mehr einfallen, waren gute Freunde und trafen sich zu geselligen Abenden.

Wenn die Eltern Gäste erwarteten, wurde das Haus vorher auf den Kopf gestellt. Tage davor wurde schon geplant, eingekauft, gebacken und gekocht. Mutti war besonders geschickt hübsche Platten herzurichten. Ich weiß, dass viele jüdische Frauen solche kulinarischen Talente

entwickelten, was ihnen während der Auswanderung später gut half. Einstmalig wohlhabende Frauen wurden im Ausland als Köchinnen bei reichen Leuten oder bei Firmen angestellt, die „fancy“ Platten für Bankette lieferten.

Doktoren mussten sich gesellschaftlich sehen lassen. Beide Eltern passten gut in solches Milieu. Im engeren Kreis haben die Eltern regelmäßig gekegelt. Sie gingen ins Theater, in die Oper, zu Konzerten, und später ins Kino. Vater wurde oft in der Mitte des Abends ärztlich gerufen. Bevor er sich hinsetzte, sagte er dem Platzanweiser: „Wenn ich zu einem Notfall gerufen werde, können sie mich immer im Dunklen finden, meine Platte glänzt doch so.“ Und so war es auch. Wir waren nur ungestört, wenn wir in die Ferien gingen oder Sonntagnachmittag, wenn Vater auf dem Lande den üblichen Spaziergang mit uns machte.

Als Fritz zur Universität wegging und ich in die Haushaltungsschule, hat Mutti das Mädchen entlassen. 1935 kam eines der scheußlichsten Rassengesetze heraus, mit dem die Nazis das Denken der Deutschen vergifteten: Das Gesetz unterstellte, dass alle jüdischen Männer Sexualverbrecher seien. Es verbot, dass Juden Dienstmädchen oder andere weibliche Hilfen engagierte, die jünger als fünfundvierzig Jahre waren. Das Alter war so gewählt, dass Frauen, die von Judenmännern „geschändet“ würden, nicht mehr schwanger werden konnten und keine ‚rassenunreine‘ Kinder in die Welt setzen würden. Unsere Köchin musste uns verlassen. Mutter und sie weinten, als sie sich verabschiedeten. Einmal in der Woche kam dann eine Putzfrau, die Mutti mit der Hausarbeit half. Vater hatte sowieso kaum noch Patienten, da er nur noch Juden behandeln durfte. Meine Eltern zogen 1935 in eine kleinere Wohnung in der Königswarterstraße.

Schon seit einiger Zeit war es nicht mehr möglich, so etwas wie Geselligkeit zu pflegen. Man musste Angst haben, auf der Straße oder sogar am Telefon belauscht zu werden. Da konnte man von jemandem verleumdet und vors Gericht geholt werden. Nachts konnte man sowieso nicht mehr ausgehen, denn es war so gut wie erlaubt, Juden zu verprügeln. Überall in Fürth, ja in ganz Bayern, waren Schilder, die besagten: „Die Juden sind unser Unglück!“. Oder „Juden raus!“, auch: „Hunde und Juden nicht erlaubt!“. Manche an die Wand gekritzelte Mottos waren noch drohender und gemeiner. Weder das Wort noch die Eigenschaft „Anstand“ existierten noch. Gemeinheit wurde das alltägliche Motto. Junge jüdische Leute gingen weg, besonders diejenigen, die Verwandte im Ausland hatten, von denen sie die nötigen Papiere erhielten. Manche, die schon seit langer Zeit Zionisten waren, sind nach Palästina ausgewandert. Andere sind illegal über die deutsche Grenze geflohen, einige sind einfach verschwunden, untergetaucht. Es gab auch welche, die schon damals in „Schutzhaft“ genommen wurden, wo sie umkamen - und beinahe niemand wusste etwas davon.

Familien, Generationen, wurden getrennt. Nur wenige reiche Geschäftsleute hatten zu Anfang mit Kind und Kegel auswandern können, da sie Beziehungen im Ausland hatten. Das waren vor allem Kaufleute, die im Export tätig gewesen waren. Berühmte Autoren und Akademiker wurden teilweise gerettet. Aber das war nur in den ersten Nazijahren möglich. Langsam wurde die Judenverfolgung grausamer, Juden kamen um bevor sie sich retten konnten.

Damals wurde der prophetische Satz von den zurückgebliebenen Eltern und Großeltern geprägt:

„Aus Kindern werden Briefe, aus Enkeln werden Bilder.“

Epilog: Eine späte Enthüllung

Im Winter 1973 wurde mein Bruder Fritz, mittlerweile Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität von Tel Aviv, schwer krank und musste wegen Magengeschwüren im Ichilov Krankenhaus operiert werden. Während der Operation wurde festgestellt, dass ein Großteil von Fritz' Magen entfernt werden muss. Während seine Rekonvaleszenz nach der Entlassung aus dem Krankenhaus gute Fortschritte machte, rief er mich am Neujahrstag an, da er wusste, dass an diesem Feiertag meine Mutter bei mir in der Wohnung sein würde. Zunächst übermittelte er uns die Neujahrsglückwünsche seiner Familie, um dann eine Geschichte zu erzählen, von der er wusste, dass sie für uns von großem Interesse sein würde.

Während er sich von der Operation erholte, erhielt er einen Anruf von einem seiner ehemaligen Lehrer am Fürther Gymnasium, der jetzt in New York lebte; dieser Mann hatte von der schweren Krankheit und dem Eingriff meines Bruders erfahren. Den Zweck seines Anrufs, meinen Bruder aufzumuntern, erreichte er mit Sicherheit. Folgendes erzählte Mr. Louis Kissinger meinem Bruder: „Wussten sie, dass ihr Vater der Arzt war, der dabei half Heinz zur Welt zu bringen?“ Weder Fritz noch wir hatten das geahnt. Es wäre freilich nur eines von vielen Fürther Babys gewesen, das mein Vater während seiner ärztlichen Tätigkeit entbunden hatte und deshalb nichts Besonderes. Aber niemand konnte damals wissen, dass aus Heinz Henry werden würde, nachdem seine Eltern hatten nach New York fliehen müssen, oder dass Henry eines Tages in seiner neuen Heimat ein berühmter Außenminister und weltbekannter Gelehrter werden würde.

Nach dem Telefonat diskutierten Mutter und ich die Umstände dieser Geburt. Mein Vater war nicht der Hausarzt der Kissingers gewesen. Sie waren orthodox, wir waren reformiert. Im Fürth jener Zeit bedeutete dies ein Leben in zwei verschiedenen Welten. Deshalb nahmen wir an, dass die Kissingers Patienten eines der orthodoxen Ärzte gewesen sein müssen, der entweder krank oder im Urlaub war, als bei Heinz' Mutter die Wehen einsetzten. Dies war die einzige Erklärung dafür, weshalb mein Vater zu ihr gerufen wurde. Wir waren sehr stolz auf diese Tatsache und noch glücklicher darüber, dass Louis Kissinger so mitfühlend war, meinem Bruder davon zu erzählen.

It is very satisfactory for me that I did inform him about the special connection of his family with the Secretary of State. I am sure, he was pleased that I gave him notice of this fact. I still remember your son as my pupil in my early pedagogic career.

*Accept best wishes and kind regards,
also from my wife
Sincerely yours,
Louis Kissinger*

Auszug aus Louis Kissingers Beileidsschreiben

(Foto: privat)

Wenige Wochen später erkrankte mein armer Bruder, der bis Neujahr auf dem Wege der Besserung gewesen war, an chronischem Schluckauf; dieses ließ seine Wunden aufplatzen und eine weitere Operation wurde nötig, um die inneren Blutungen zu beseitigen. Er starb an Sepsis am 22. Februar 1974.

Jahre später übergab mir meine Schwägerin Adina das Original des Beileidsschreibens, das Mutter von Louis Kissinger erhalten und später an sie weitergegeben hatte, datiert am 12. Mai des Jahres, in dem er die „besondere Beziehung der Familie Dreyfuss zum Außenminister der Vereinigten Staaten“ erwähnt.

Henry Kissingers Porträt hängt in der Galerie der Nobelpreisträger deutsch-jüdischer Herkunft im New Yorker Leo Baeck Institut. Diese Einrichtung widmet sich der Erhaltung der Zeugnisse der Geschichte und Kultur des deutschen Judentums. Bei meinem letzten Besuch stellte ich fest, dass das Namenschild 1923 als Henrys Geburtsjahr angibt.

[Index*](#)

[Home*](#)